

Leseprobe aus:

Tobias Rüter

Männerfreundschaft



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Für Uli

Everything is copy.

Nora Ephron

INHALT

ES GEHT LOS 11

Erstes Kapitel

**ARCHETYPEN, STEREOTYPEN,
SUPERTYPEN 25**

Zweites Kapitel

**DER URKNALL UND WAS DANACH
GESCHAH 55**

Drittes Kapitel

EFFI GEGEN DEN REST DER WELT 81

Viertes Kapitel

GEFÄHRLICHE NÄHE 113

Fünftes Kapitel

ER IST WEG 139

Sechstes Kapitel

SIND «FREUNDE» ELEKTRISCH? 179

**DIE JUNGEN PIONIERS (UND DIE
ALTEN) 219**

ES GEHT LOS

Mir ist es selbst passiert. Nicht nur einmal.

Es ist mir passiert, da war ich siebzehn, vielleicht achtzehn, und wir hatten ein Auto und sind einfach losgefahren. Im Radio lief die falsche Musik, es gab keinen Kassettenrecorder, aber vor uns lagen die Felder, und es war kurz vor den Zeugnissen, also hatten wir Zeit und freuten uns, nicht ganz allein auf der Welt zu sein. Keiner sagte was. Und später, auf dem Heimweg, inzwischen war es Nacht geworden, schalteten wir das Licht am uralten Opel aus und fuhren im Mondlicht dahin und kamen uns zweitausend Meter groß vor.

Bis plötzlich, im Dunkeln auf der Landstraße, ein Mann auf dem Mittelstreifen vor uns auftauchte und wir wahnsinnig bremsen mussten. Er winkte, wir fuhren rechts ran, um ihm zu helfen, der Mann war aber nur betrunken und wollte nach Hause. Dass wir das am Ende alle wollen, zurück nach Hause, aber dass kein Weg zurückführt, das habe ich erst viel später verstanden. (Nicht in dem Moment, sondern als Lebenstraum, siehe Thomas Wolfe, «You can't go home again».) Damals war ich zu jung. Damals wohnte ich ja sogar noch zu Hause und wollte eigentlich nichts lieber als weg. In diesem Augenblick aber dachte ich nur daran, was für ein Glück wir Idioten gehabt hatten. Wie glimpflich es ausgegangen war. Denn das

Leben, von dem wir träumten, das wir uns wünschten und immer wieder neu ausmalten, hätte mit dem ausgeschalteten Licht des uralten Opels in dieser Nacht ja ein für allemal vorbei sein können. Nach diesem Moment und wahrscheinlich deswegen sagte erst recht keiner mehr was. Das Radio blieb aus. Und noch etwas später, zwanzig Jahre später, habe ich diese Szene – nicht genauso, aber ungefähr, diese Stimmung, dieses Auto, diese Rastlosigkeit, Unschlagbarkeit, die Felder und die Fehler – im Roman eines Schriftstellers gelesen, der überhaupt nicht dabei war und offenbar trotzdem davon wusste.

Das war unheimlich.

Es ging aber auch andersherum.

Da war ich zwölf, vielleicht dreizehn, der Schulbus kam nicht, und so beschlossen wir, einfach auf den Bahngleisen nach Hause zu laufen. Es war wie in dem Film, der kurz davor ins Kino gekommen war und bei dem wir alle geheult hatten, was wir natürlich erst Jahre später freiwillig zugegeben hätten. Mir kam es jedenfalls so vor wie in dem Film. Aber es spielte sich ja sowieso alles in meinem Kopf ab. Am Ende stellte es sich als riesiger Umweg heraus, die Gleise entlangzulaufen, zu Hause warteten die Mütter mit dem Mittagessen, und eine Leiche haben wir natürlich auch nicht gefunden und keine Hamburger über offenem Feuer gegrillt, noch nicht mal ein Reh haben wir gesehen, es kam auch kein Zug hinter uns her, aber ich dachte die ganze Zeit, genau wie der Junge in diesem Film, aus

dem ein Schriftsteller wurde, es im Rückblick über sich selbst sagt: Ich hatte später nie wieder solche Freunde wie damals, als ich zwölf war.

Doch, hatte ich. Habe ich. Ich hatte Freunde, mit denen ich so eng war, dass ich heute, wo es vorbei ist, nicht mehr mit ihnen reden kann, eben weil es vorbei ist. Als seien es Liebesbeziehungen gewesen, wie die mit den Frauen, mit denen ich heute, wo es vorbei ist, auch nicht mehr rede. Aber es sind ja auch Liebesbeziehungen gewesen, randvoll mit sentimentalem Quatsch, großen Schwüren und noch größeren Plänen, was man aus seinem Leben machen kann, wenn man erwachsen ist. Und jetzt, wo ich erwachsen bin, habe ich immer noch so einen Freund, und der sentimentale Quatsch ist nicht weniger geworden, im Gegenteil, er wird eher mehr.

Schwer zu sagen, ob es an diesen Büchern und Filmen und Liedern lag: Ob «Stand by Me» – so hieß der Film, den ich mit zwölf auf den Bahngleisen nachspielte, die Verfilmung einer Erzählung von Stephen King – mich zu dem gemacht hat, der ich bin. Ob ich also wegen einer Geschichte von besten Freunden schon als kleiner Junge von einem besten Freund geträumt habe. Ob ich da etwas sah, was ich auch haben wollte. Oder ob es in Wahrheit andersherum ist: dass ich deshalb bis heute magisch von solchen Geschichten angezogen werde, weil ich mir Antworten in ihnen erhoffe, auf die Frage, warum ich so wurde, wie ich bin. Dass ich Bestätigung in diesen Geschichten suche,

mit dieser Sehnsucht nach besten Freunden offenbar nicht ganz allein zu sein. Dass es anderen ähnlich geht. Sonst würde es Romane wie Wolfgang Herrndorfs «Tschick» doch gar nicht geben, wo zwei Jungs ohne Führerschein in einem alten Auto einfach losfahren und beinah nicht mehr zurückkommen. Dann wäre so ein Roman doch auch nicht so wahnsinnig erfolgreich. Herrndorf erzählt darin eine Geschichte, die mir unheimlich bekannt vorkommt, auch wenn ich es natürlich anders erlebt hatte. Bei uns war es ein Opel, bei Maik und Tschick, den zwei Freunden im Buch, ist es ein Lada. Aber das sind Spitzfindigkeiten.

Denn es hat viel mit Einbildungskraft zu tun, glaube ich, wenn man einen besten Freund hat. Mit Möglichkeitssinn. Und wahrscheinlich auch mit Prägung. Von meinem eigenen Vater weiß ich nicht, ob er einen besten Freund hatte. Ich habe ihn nie danach gefragt, und jetzt ist es zu spät. Aber ich erinnere mich daran, wie er uns Kindern immer wieder von einem Buch erzählt hat, das er als Junge gelesen hatte und das von zwei Freunden handelte, irgendwo im hohen Norden, Island wahrscheinlich, er wusste es nicht mehr genau. Ein Abenteuerbuch. Den Titel hatte er auch vergessen, was ihn ärgerte, denn die Geschichte ließ ihn sein Leben lang nicht los. Wenn er gesucht hätte, dann hätte mein Vater als Kind und später noch viele andere Geschichten über beste Freunde gefunden. Mein Großvater auch und dessen Großvater genauso: Man kann in den Jahrhunderten zurückgehen, jede Generation

hat sich diese Freundschaftsgeschichten von neuem erzählt. Die Romantiker wahrscheinlich am lautesten und tiefendsten, aber sogar im Alten Testament stehen sie, im Ersten Buch Samuel: «Und Jonathan schloss mit David einen Bund, weil er ihn lieb hatte wie sein eigenes Leben. Und Jonathan zog den Mantel aus, den er anhatte, und gab ihn David, auch seine Rüstung und sogar sein Schwert, seinen Bogen und seinen Gürtel.»

Männerfreundschaft. Ein Leitmotiv, eine Lebensmelodie der Kunst. Aber auch eine anthropologische Konstante, würde ich sagen. Allerdings hat nicht jeder Mann diesen einen, besten Freund. Manche haben auch mehrere. Und wieder andere Männer kommen ganz ohne besten Freund aus. Das war das Nächste, was mir im Laufe der Zeit auffiel: Es gibt Männer, die kennen das gar nicht. Die haben keinen Lebensgefährten. Die sagen vielleicht, dass ihre Frauen ihre besten Freunde sind. Oder dass sie mit dieser Art von Sentimentalität und Blutsbrüderschaft nichts anfangen können. Dass sie das nicht brauchen. Ich will nicht behaupten, dass es deswegen nüchterne Männer sein müssen, wie käme ich dazu, oder dass sie nicht träumen oder dass sie nicht auch mal gern einfach auf und davon fahren würden. Diese Männer holen sich das, was ich in meinen besten Freunden gesucht habe, bestimmt irgendwo anders.

Meine besten Freunde. Es gab nicht nur einen. Aber für manche kann es nur einen geben, und das war wieder etwas, was mir irgendwann auffiel: dass es eine ex-

klusive Sache sein kann. Bei mir ist es jedenfalls immer so gewesen, Eifersucht inklusive. Es ist schwer, mit jemandem, der mal dein bester Freund war, danach etwas weniger eng zu sein. Ich zumindest habe das bislang nicht geschafft. Nur warum? (Weil Intimität unter Männern so schwierig ist, sagen die Genderforscher. Weil sie im Konfliktfall schweigen. Weil Männer Angst haben, verletzt zu werden, und die schlimmste Verletzung die Beschämung ist, dass etwas öffentlich wird, was vorher privat und geheim war.)

Aber ich will mich in diesem Buch nicht auf die Wissenschaft verlassen. Ich will vor allem Geschichten erzählen, ein paar meiner eigenen und ein paar von Freunden, die mir ihre verraten haben.

Vor ein paar Jahren war ich zum Beispiel zum Geburtstag des Vaters meines besten Freundes eingeladen. Und auch der beste Freund des Vaters war da und auch die Frauen dazu, und wir haben viel getrunken und geraucht und viel zu viel gegessen, und es war herrlich. Irgendwann stand der beste Freund des Vaters dann auf und hielt eine Rede auf seinen alten, siebzigjährigen Freund: Erzählte, wie sie sich kennengelernt hatten, vor mehr als fünfzig Jahren. Wie das mit ihnen beiden sofort zu etwas ganz Besonderem wurde. Wie sie zusammen auf Reisen gingen. Und langsam gemeinsam erwachsen wurden. Zu Männern, Vätern. Und dass er an seinem Freund immer den Witz und die Geistesgegenwart so gemocht hat. Aber dass es auch eine Phase gab, in der sie nicht mehr mit-

einander geredet hätten, die glücklicherweise irgendwann wieder vorbei war, und dass sie seitdem noch unzertrennlicher wären als vorher, falls man Unzertrennlichkeit überhaupt steigern kann. Am Ende der Rede heulten alle. Und ich saß da und sah diese besten Freunde an und meinen besten Freund und heulte auch ein bisschen und hakte im Kopf die Stationen ab, *been there, done that*, und ich dachte: Das gibt's doch gar nicht. Bei uns war es fast genauso. Ist das vererbbar? Kann man das lernen? Oder ist das einfach nur ein kosmischer Zufall?

Und das will ich in diesem Buch herausfinden. Warum werden Jungen und Männer zu besten Freunden? Muss man dazu eine Ader haben, oder kann das jedem passieren? Spielt Natur eine Rolle? Sind es die Umstände, das Alter, ist es Fügung oder Talent? Fehlt da was im Leben, oder wächst einfach etwas zusammen, was zusammengehört? Wie lernt man sich überhaupt kennen? Gibt es da Tricks? Woran wird einem klar, dass der andere der ist, auf den man immer gewartet hat? Wartet man überhaupt auf diesen einen? Und was macht man, wenn er nicht kommt? Was macht man vor allem, wenn er wieder geht? Und was sagen die Frauen überhaupt dazu? Kennen Frauen so etwas auch? Und was ist dieses Etwas eigentlich – Liebe? Das würden Männer doch nie zugeben! Aber warum eigentlich nicht? Und was, wenn sie es doch tun? Und warum nur ist die Geschichte von zwei Freunden, die ein Leben lang zueinanderhalten, so eine wahnsinnig

gute Geschichte? Eine fürs Kino. Für Rocksongs, für Bücher und für Regentage und für immer.

Ich will also ein bisschen Männerforschung betreiben. Und sie beginnt mit den vielen Büchern und Filmen und Songs über beste Freunde, die ich im Laufe der Zeit gesammelt habe. Mit diesem Material, mit dem man seinem Leben Halt gibt, es vielleicht auch ein bisschen formt. Mit all den Szenen, die man irgendwo gelesen hat und unbedingt nacherleben will, und den Augenblicken, die man in Büchern findet und erst erschrocken und dann total begeistert über die legt, die man selbst erlebt hat. Die unglücklichen Szenen gehören natürlich auch dazu. Und die Tragödien, von denen man am liebsten gar nichts hören möchte, die aber von der anderen, dunklen Seite der Freundschaft erzählen, die es natürlich auch gibt und die genauso dazugehört. Neid, Eifersucht, Unverständnis, Enttäuschung, Entfremdung, Kapitulation. Nicht alle Abenteuer in diesem Buch haben ein Happy End.

Die Liste des Materials ist theoretisch unendlich lang, sie reicht bis zum Alten Testament und den alten Griechen zurück – es ist ja eine Menschheitsgeschichte. Aber ich habe versucht, mich kurz zuhalten. Auf meiner Liste steht ein Roman von Evelyn Waugh, der so etwas wie die Regelpoetik der Männerfreundschaft enthält. Und ein Song von Bruce Springsteen, ohne den ich dieses Buch nie geschrieben hätte. Und noch ein Film, der auf der Nordsee endet oder vielleicht dort erst anfängt. Und noch ein paar Songs und noch ein paar Filme. Ein

Satz von Joan Didion steht darauf, ein Comic von Fil, zwei Gedichte von Donald Justice und ein Bild von Edward Hopper. Ich hab auch noch ein paar Fotos von mir mit dazugetan, weil es ohne die eigenen Erinnerungen nicht geht. Und ohne «Tschick» von Wolfgang Herrndorf wäre es gleich gar nicht gegangen.

Das ist der Stoff, aus dem die Träume sind.

Das andere sind die besten Freunde, die mir aus ihrem Leben erzählt haben. Wie sie sich fanden und warum und wie es dann weiterging. Was sie jahrzehntelang zusammenhielt, was sie auseinanderbrachte, was sie gemeinsam auf die Beine gestellt haben. Ob sie Vorbilder für ihre Freundschaft hatten oder ob sie sich das selbst erfinden mussten. Ich habe einen Richter und einen Betriebsleiter befragt. Einen Kinderarzt und einen Professor. Einen Journalisten und einen Anwalt. Ich habe einen Schriftsteller interviewt, der einen besten Freund verloren hat und einen großen Roman über zwei Freunde schrieb, deren Freundschaft beinahe scheitert, aber dann doch gut ausgeht. Und einen anderen Schriftsteller, der in seinen Romanen auch über beste Freunde schreibt, ohne selbst so einen Freund zu haben. Ich habe all diese Männer nach ihren Vätern gefragt. Nach ihren Frauen. Nach ihren Büchern und Liedern. Was sie tun, wenn sie sich treffen, worüber sie reden, worüber sie streiten, wie sie leben, miteinander, woher sie die Zeit dazu nehmen, trotz Familie, Frau und Kindern. Ich habe sie danach gefragt, wie sie das nennen würden, was sich zwischen ihnen ab-

spielt. Und ob sie ohne ihren besten Freund ein anderer Mensch geworden wären.

Denn das interessiert mich: Welche Rolle andere Männer dabei spielen, wie Männer zu dem werden, was sie sind. Ich habe diesen berühmten Satz vom Philosophen Carl Schmitt, «Der Feind ist die eigene Frage in Gestalt», immer absichtlich falsch verstanden und war mit meiner Version viel glücklicher: Ich glaube nämlich, die eigene Frage in Gestalt ist der Freund. Im Grunde ganz viele Fragen, nicht nur eine: Wer war ich bis jetzt? Wer kann ich werden? Wie komisch bin ich? Wie tapfer? Wie aufrichtig, großzügig, verlässlich, wie blöd, wie klug? Wie falsch liege ich, wie richtig? Wie geht es jetzt weiter? Das kann dir doch alles deine Frau beantworten, könnte man jetzt einwenden, und das stimmt natürlich, aber die Antworten fallen dann vielleicht ganz anders aus als die eines Freundes. Vielleicht auch nicht.

Aber das ist nicht mein Thema. Obwohl ich auch mit Frauen über Männerfreunde geredet habe, denn ohne ihre Sicht geht es nicht. Ich habe zwar erst gedacht, ich könnte einen großen Bogen um die ewig andauernde, sogenannte Geschlechterdebatte machen, aber dann stellte mir fast jeder, dem ich von diesem Buch über Männerfreunde erzählte, Männer wie Frauen, die gleichen Fragen: Ob ich darauf hinauswollte, dass die Freundschaft zwischen Männern etwas Besonderes sei? Womöglich tiefgehender und bedeutender als die zwischen Frauen? Ob ich eventuell nicht mehr alle

Tassen im Schrank hätte? Ich glaube, ich habe eine Antwort gefunden, ob es einen Unterschied zwischen Männerfreundschaft und Frauenfreundschaft gibt. Sie wird alle enttäuschen, die auf Krawall hoffen.

Überhaupt bin ich oft auf die gleichen Reaktionen gestoßen, wenn ich von diesem Buch erzählte. Ah, Männerfreundschaft, hörte ich zum Beispiel, dann schreibst du bestimmt über Politiker/über Homosexuelle/über Winnetou und Old Shatterhand. Dann musst du doch auch über Konkurrenz schreiben, erklärte man mir, über Erfolg, über Macht, über Fußball, über Ehrgeiz, Stress und Bier. Das mache ich auch, über Autos schreibe ich sogar ganz besonders oft – aber vor allem habe ich versucht, um solche Stereotype herumzukurven, die ständig im Weg stehen, wenn es um Männer geht. Dies soll nämlich kein Buch über weiche Männer sein. Oder harte. Über Männer, die heulen, und Männer, die schweigen. Über Männer mit Schals und Männer in Cowboystiefeln. Diese Bücher gibt es nämlich schon, jede Menge sogar. Bücher *für* solche Männer wie Bücher *gegen* solche Männer. Dieses hier handelt, wenn es überhaupt auf Geschlechterdebatten eingeht, von dem Missverständnis, das man Maskulinität nennt: ein Begriff, um den seit Ewigkeiten gerungen wird, in jeder Geschlechterdebatte von neuem, der aber am Ende immer nur irgendwen ausschließt. «Männer sind so» – nein, sind sie nicht, denn sie sind auch so und so und so und auch nicht so und wieder ganz anders.